A. M. Reis

DIE HERMETIKER

Roman

Erster Teil
Erebos
Die Finsternis

Es gibt Licht genug für die,
welche nichts anderes wollen als sehen,
und Dunkelheit genug für die,
welche eine entgegengesetzte Veranlagung haben.

Blaise Pascal

1
Mr. Sun, Mr. Moon

Saint-Prest, Frankreich, November 1970

Als Cloq aufwachte, schneite es draußen. Der erste Schnee in diesem Jahr. Das kannte er aus den Jahren zuvor. Es war schon immer so gewesen. So lange er denken konnte, hatte es um seinen Geburtstag herum Schnee gegeben. Er schob die Decke weg und sprang mit einem Schwung aus dem Bett.

15 Jahre war er nun alt. Wenn er sich überlegte, was er in der Zeit alles gelesen, gesehen und erlebt hatte, fühlte sich das nach einem deutlich längeren Zeitraum an. Er klappte seinen Plattenspieler auf und ließ die Nadel auf die Platte herunter. „Mr. Sun, Mr. Moon" von Paul Revere And The Raiders. Das Lied begleitete ihn schon ein ganzes Jahr. Er bewegte sich leicht mit dem Takt, während er sich den klammen Wollpullover und die ausgewaschene Jeans überzog und sich vor dem Spiegel mit dem Kamm das dünne, blonde Haar in Form zupfte.

Von unten duftete es nach Kaffee und nach den selbst gebackenen Madeleines seiner Mutter. Er liebte die luftigen, feinen Plätzchen, die es nur an ganz besonderen Tagen gab. Er schlurfte in die Küche, ließ sich auf dem Platz gegenüber dem Ofen nieder

und begrüßte seine Mutter, die ihm zum Geburtstag gratulierte. Sie schenkte ihm einen Pullover und eine Tafel seiner Lieblingsschokolade. Beides war äußerst liebevoll verpackt mit dem sorgsam glatt gebügelten Papier von seinem letzten Geburtstag.

Geschenkpapier gehörte zu den Dingen, die seine Mutter aufhob und immer wieder verwendete. Sie war eine sparsame Frau. In ihrer Kindheit hatte sie nicht viel besessen. Ihre Familie war gezwungen von der Hand in den Mund zu leben. Diese Zeit hatte in ihr das Bewusstsein geschaffen, dass Dinge wertvoll und nicht selbstverständlich sind. Sie versuchte dies, so gut es ging, an ihren Sohn weiterzugeben.

Nachdem Cloqs Vater vor 10 Jahren nach einer kurzen und schweren Krankheit gestorben war, waren die beiden immer weiter zusammengerückt. Oft saßen sie gemeinsam an dem großen Tisch mit der bunten, abgegriffenen Wachsdecke in der Küche. Still und vertieft las er in einem Buch, seine Mutter strickte, stopfte Socken oder löste das Kreuzworträtsel in der Zeitung, die sie sich mit den Nachbarn teilten. Sie mussten sich nicht viel sagen. Sie verstanden sich auch ohne Worte.

In den letzten Wochen jedoch hatte seine Mutter das Gefühl bekommen, dass sich der Junge mehr und mehr zurückzog. Immer häufiger verschwand er in seinem Zimmer, wo er Stunde um Stunde verbrachte, wieder und wieder dieselbe Platte hörte, nicht zu laut, gerade so, dass sie die Musik beim Vorbeigehen auf dem Flur wahrnehmen konnte und Buch um Buch wälzte.

Das vermutete sie zumindest, denn beim Aufräumen fand sie derer viele neben seinem Bett, auf dem Schreibtisch und über die Fensterbank verstreut. Außerdem fiel ihr auf, dass es jeden Tag später zu werden schien. Der Junge kam nicht mehr direkt nach der Schule nach Hause, sondern hatte offensichtlich noch etwas anderes zu tun. Ob er nun doch endlich Anschluss unter seinen Mitschülern gefunden hatte? Oder gar ein Mädchen? Sie

hatte entschieden, erst mal nicht näher darüber nachzudenken und ihn bei Gelegenheit darauf anzusprechen.

Er war schon immer ein intelligenter Junge gewesen. Um seine Noten musste sie sich nie Sorgen machen. Er war ein guter Schüler, schrieb nicht ab und stritt sich nicht mit den anderen Kindern. Kurz nachdem er sprechen konnte, hatte er lesen gelernt. Schon vor seiner Einschulung hatte er angefangen, alles was ihm einfiel, in ein kleines Notizbuch zu schreiben. Inzwischen besaß er viele dieser Bücher. Alle paar Monate brachte sie ihm ein neues aus der Stadt mit. Zusammen mit ein paar Minen für seinen Bleistift. Sie war stolz auf ihren Sohn. Vielleicht würde aus ihm ja eines Tages mal ein berühmter Schriftsteller werden.

Dabei respektierte sie Cloqs Privatsphäre voll und ganz. Niemals wäre sie auf die Idee gekommen, seine Schublade zu öffnen und in seinen Notizen zu lesen. Er würde sie ihr schon zeigen, wenn die Zeit gekommen war. Da war sie sich sicher. Außerdem hatte ihre Mutter in ihrer Mädchenzeit mal in ihrem Tagebuch gelesen, was für sie unverzeihlich gewesen war. Danach hatte sich ihr Verhältnis zu ihrer Mutter für immer geändert und das wollte sie ihrem Sohn und sich selbst nicht antun. War er doch alles, was ihr geblieben war. Ihr Ein und Alles. „Mein Stern“ nannte sie ihn gelegentlich. Er hasste es, wenn sie das tat, zog jedes Mal einen Flunsch, sagte vorwurfsvoll „Maman!“ und wurde ganz rot im Gesicht.

Cloq hieß mit vollem Namen Claude Devier-Mercer. Seinen Spitznamen hatte sie ihm gegeben und er würde ihn sein Leben lang nicht ablegen. Sie fand, „Cloq“ passte zu ihm. Es war eine hübsche Abkürzung seines Namens und es machte ihn einzigartig. Irgendwie erinnerte es sie außerdem an „cloque“, Seifenblasen, die sie als Kind so geliebt hatte. Die hatten etwas Unbekümmertes. Und eine unbeschwerte Kindheit, das war es, was sie sich für ihren Jungen wünschte.

Nach dem Frühstück fuhr Cloq mit dem Fahrrad von seinem Heimatort Saint-Prest ins Lycee nach Chartres. Er mochte die Schule. Er mochte seine Lehrer. Sie waren nett zu ihm und niemals zu streng oder gar gemein. Wenn er Fragen hatte, fragte er. Er machte seine Hausaufgaben und gab bei allen Tests als Erster ab.

Freunde hatte er keine. Er hatte sich schon immer mehr als Einzelgänger gesehen. Er unterhielt sich zwar hier und da mal mit einem Mitschüler, doch das waren immer eher oberflächliche Gespräche. Viele der Schüler verstanden ihn außerdem nicht. Einmal hatte er zum Beispiel im Geschichtsunterricht einen kleinen Vortrag gehalten, auf den er stolz war und im Anschluss war, bis auf den Lehrer, der eine Eins im Klassenbuch notierte, die ganze Klasse in schallendes Gelächter ausgebrochen. Nach der Mittagspause, die im Anschluss stattgefunden hatte, hatte er auf der Suche nach einem Radiergummi einen toten Frosch in seiner Manteltasche gefunden.

Das war der erste in einer ab diesem Zeitpunkt nicht mehr enden wollenden Serie aus üblen Scherzen, die sich die Mitschüler mit ihm erlaubten. Er hatte schnell von sich aus beschlossen, nicht darauf einzugehen und sich ein dickes Fell zugelegt. Zuhause erzählte er nichts davon. Er wollte nicht, dass es unnötig aufgebauscht wurde. Seine Pausen verbrachte er lesend in der Schulbibliothek und nach der Schule stieg er schnell auf sein Fahrrad und verlängerte die halbstündige Fahrt mit kleinen Touren durch die Umgebung, bevor er nach Hause fuhr, um Hausaufgaben zu machen und an seinen Aufzeichnungen zu arbeiten.

In letzter Zeit wurden diese Touren mit jedem Tag größer, es kam ihm vor, als erkunde er dabei nicht nur die Landschaft, sondern auch sich selbst. Er dachte viel nach, auch über die Tatsache, dass er lieber alleine war, als sich mit Gleichaltrigen ab-

zugeben und dass ihm die Streiche der Jungs aus seiner Schule nicht das Geringste ausmachten.

Tiefer und tiefer drang er in seine Gedankenwelt ein. Weiter und weiter trug ihn sein Rad. Häufiger und häufiger kam er erst in der Dämmerung nach Hause. Schon ein paar Mal hatte er sich deshalb mahnende Worte seiner Mutter anhören müssen, etwas, das er bis dahin nicht gekannt hatte.

Eines Tages, als er wieder auf einer seiner Touren unterwegs war, kam es ihm plötzlich so vor, als würde ihm jemand folgen. Da es schon zu dämmern begann, begab er sich schnell auf den Weg nach Hause und beschloss, am nächsten Tag genauer darauf zu achten, was sich hinter ihm abspielte.

Als er nach Unterrichtsschluss auf den Sattel stieg und in Richtung Ortsausgang fuhr, dauerte es keine fünf Minuten und er hatte wieder das Gefühl, jemand sei ihm auf den Fersen. Er drehte sich um und sah nur ein einziges graues Auto, in dem zwei Herren saßen, ansonsten war die Straße leer.

Er fuhr weiter, bog in eine Seitenstraße ab, schlug einen Haken beim Haus seiner Lehrerin und fuhr ab dort den Weg zurück zur Schule, wo er sich hinter dem Müllcontainer am Seiteneingang versteckte. Sie konnten ihn nicht gesehen haben.

Zehn Minuten wartete er mit klopfendem Herzen hinter dem Container, dann wagte er weiterzufahren. Er bog um die Ecke, fuhr an der Bushaltestelle für den Schulbus vorbei und hörte plötzlich ein ihm bekanntes Motorengeräusch hinter sich. Als er sich umdrehte, fiel er vor Schreck fast vom Rad.

Der Mann am Steuer schaute ihm direkt in die Augen. Auch er schien einen Schrecken bekommen zu haben. An der nächsten Kreuzung verschwand der Wagen und Cloq fuhr so schnell er konnte nach Hause. Mit hochrotem Kopf und schweißgebadet betrat er das Haus, rannte die Stufen hoch zu seinem Zimmer und schaltete sofort den Plattenspieler ein.

Die nächsten vierzehn Tage fuhr er nach der Schule schnellstmöglich nach Hause. Seiner Mutter erzählte er, dass er viele Hausaufgaben zu erledigen hätte und daher ungestört in seinem Zimmer arbeiten wolle.

Mitte Dezember lag der Schnee dann so hoch, dass es nicht mehr möglich war, mit dem Fahrrad in die Schule zu fahren, was ihn dazu zwang, gemeinsam mit seinen Mitschülern den Bus zu nehmen.

Den langen, kalten Winter verbrachte Cloq fast ausschließlich im Zimmer. Nur selten kam er herunter, um seiner Mutter beim Schneeschaufeln zu helfen, oder um die Zeitung zu den Nachbarn rüberzubringen.

Erst Ende März ölte er die Kette seines Fahrrads und fuhr wieder selbst in die Schule. Die Herren in dem grauen Auto hatte er bis dahin fast vergessen. Er beschloss, nach dem Unterricht zu dem kleinen Weiher hinter der Kirche zu fahren, um sich dort ein wenig niederzulassen, am Ufer seine Hausaufgaben zu erledigen und anschließend noch ein paar flache Steine über das Wasser hüpfen zu lassen. Das war eine Beschäftigung, die ihm lieb geworden war. Dabei konnte man so schön die Gedanken schweifen lassen. Meistens dachte er dabei an seinen Vater, der ihm das „Flippern", wie er es nannte, schon früh beigebracht hatte. Für ihn war es immer, als wäre es erst gestern gewesen, wenn er wieder mit einem kleinen, glatten Stein in der Hand am Ufer stand. In diesen Momenten fühlte es sich toll an, kurz in die Vergangenheit einzutauchen, die kühlen Steine, die er zuvor gesammelt hatte, in der Hosentasche und die Gedanken bei seinem Père.

Im Laufe der Jahre hatte er seine Flippertechnik optimiert. Er wollte sehen, ob er seinen Rekord von 9 Sprüngen, die einer der

Kiesel letzten Sommer über das Wasser gemacht hatte, dieses Jahr vielleicht halten, oder sogar brechen konnte.

Sofort nach dem Unterricht begab er sich zum Weiher. Er konnte den Frühling mit jeder Faser seines Körpers spüren. Die Sonne hatte noch nicht ihre volle Kraft erreicht und doch wärmte sie ihm schon ein bisschen das Haar. Die Vögel zwitscherten und ein paar Insekten zeigten sich an den aufknospenden Blüten der Büsche am Wegesrand.

Als er in die Rue de l'Eglise einbog und zum Fluss in Richtung Kirche hinunterblickte, stockte ihm der Atem. Die längst vergangene Winterkälte kroch in seinen Körper zurück. Vor dem Seiteneingang stand der graue Wagen. Nervös drehte er sich um und blickte in alle Richtungen. Ihm fiel auf, dass sich im Fahrzeug nur ein Mann befand, waren es nicht im letzten Jahr zwei gewesen? Da sah er plötzlich, dass sich der zweite Mann in seine Richtung bewegte. Er musste auf den Stufen des Haupteingangs gesessen haben, leicht versetzt zu seiner Position, weshalb er ihn zuerst nicht gesehen hatte.

Cloq trat in die Pedale, als sei der Teufel persönlich hinter ihm her. Panische Angst durchzuckte ihn, als er die Bahnbrücke kurz vor der Siedlung überquerte. So schnell war er noch nie in seinem Leben gefahren. Die Umgebung zischte nur so an ihm vorbei. Um ein Haar hätte er ein Huhn überfahren, das gemütlich am Straßenrand nach einigen Körnern pickte. Schwitzend bog er in die Rue Robert Raynaud ein, die zur Rue Rousseau führte. In der Hausnummer 2 befand sich sein Elternhaus. Die kleine Seitenstraße schien meilenweit entfernt zu sein. Der sichere Hafen wirkte unerreichbar. Er legte einen Endspurt hin, der ihm bei der Tour de France vermutlich ein Trikot eingebracht hätte. Das Fahrrad schleuderte er regelrecht in die Ecke. Zum Glück war der Schlüssel schnell und ohne Fehlversuch eingesteckt und er in der Wohnung. Mit einem Knall schloss er die Tür hinter sich

und ließ sich direkt dahinter auf den Boden sinken, um erst einmal zu verschnaufen.

Ein paar Minuten saß er fast reglos da und lauschte auf die Geräusche vor der Tür, bevor er sich leise nach oben in sein Zimmer zurückzog, um seine Mutter mit seinem Verhalten nicht zu verunsichern und die Straße weiter unentdeckt beobachten zu können. Den Kopf aufgestützt, am Schreibtisch sitzend, fasste er später einen Beschluss. Er musste der Sache nachgehen. So durfte es doch nicht weitergehen mit ihm. Er konnte seine Zukunft doch nicht in ständiger Angst vor ein paar seltsamen Herren in grauen Anzügen verbringen. Er wünschte sich ein unkompliziertes Leben. Seine Mitschüler und seine angehende Pubertät nervten ihn schon genug.

In der Nacht träumte er von einem grauen Wagen, der ihn verfolgt und schließlich von seinem Fahrrad drängte. Zwischendurch wachte er immer wieder auf und wälzte sich mit finsteren Gedanken von einer Seite auf die andere. Am nächsten Morgen bereitete er sich vor und war fest entschlossen, an diesem Tag einige Beobachtungen anzustellen.

Er hatte das Glück, dass die Rue de l'Eglise vom Fluss aus vollständig einsehbar war und ihm das Tal der l'Eure gleichzeitig zahlreiche Versteckmöglichkeiten bot, die er für die Observation nutzen konnte. Er kannte das Gelände wie seine Westentasche. Schließlich war es nicht nur seine tägliche Fahrradstrecke, er war auch von frühester Kindheit an regelmäßig zu Streifzügen in dieses Gebiet losgezogen.

Direkt nach der Schule schnappte er sich sein altes Fernglas, das er von seinem Vater geerbt hatte, zwei Butterbrote und einen Apfel und startete die Mission.

Sicher versteckt lag er im hohen Gras und spähte die Gegend mit dem Fernglas aus. Bis in die Dämmerung verharrte er an seinem Platz. Er wusste instinktiv, dass er geduldig sein musste,

wenn er sein Ziel erreichen wollte. Er schwor sich, so lange zu warten, bis er etwas entdeckte. Da musste das Abendessen heute eben mal ein bisschen warten. Etwas enttäuscht stieg er in der einbrechenden Dunkelheit auf sein Fahrrad, das er sorgfältig in einem Busch versteckt hatte.

Am zweiten Tag hatte er mehr Glück. Schon auf dem Weg zu seinem Versteck sah er den grauen Wagen aus der Ferne vor dem Kirchentor stehen. Jetzt musste er schnell sein und sich und das Fahrrad verstecken, bevor sie ihn entdeckten. Leise wie eine Katze huschte er über das Feld in die kleine Mulde, von der aus er Ausschau halten wollte, nachdem er sein Fahrrad im Busch verstaut hatte.

Heute würde er länger durchhalten als gestern, sagte er sich. Essen und Trinken hatte er sich genügend mitgenommen. Sein knurrender Magen würde seinen Plan also schon mal nicht durchkreuzen.

Kurz vor acht war es dann soweit und er wurde für seine Geduld belohnt. Wie auf ein Stichwort verließen vier Personen schweigend das Pfarrhaus und schritten in Richtung des grauen Wagens.

Einer von ihnen war auf jeden Fall der Fahrer, da war sich Cloq sicher. Er würde nie vergessen, wie er ihm an jenem Spätsommertag direkt in die Augen geschaut hatte. Er erinnerte sich an das seltsame Gefühl, als er merkte, dass sich sein Gegenüber genau wie er erschrocken zu haben schien. Sein markantes Gesicht mit der tiefen Denkerfalte auf der Stirn, das ansonsten völlig glatt zu sein schien, ja fast schon künstlich wirkte in seiner Makellosigkeit, hatte sich für immer in sein Gedächtnis eingebrannt.

Hinter dem Fahrer, so nannte Cloq den Makellosen jetzt, und einem weiteren Mann in einem teuer wirkenden Anzug folgte in einigem Abstand Pfarrer Binseigne. Dicht gefolgt von einem gesetzten Herrn, ebenfalls in kirchlichem Gewand. Nach

längerem Hinsehen war er sich sicher, dass es sich bei ihm um keinen geringeren als Bischof Michon handelte.

Er war verwirrt. Waren es Kirchenleute, die ihn verfolgt hatten? Was ergab das für einen Sinn? Mit Pfarrer Binseigne war er doch immer sehr gut ausgekommen, selbst wenn er in dessen Gegenwart immer ein seltsames Gefühl hatte, das er sich nicht so genau erklären konnte. Der Geistliche war sogar immer mal wieder bei ihnen zu Hause, um nach dem Rechten zu sehen und sich nach dem Tod seines Vaters nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Er war jetzt so entschlossen wie nie zuvor, das Rätsel um die mysteriösen Herren zu lösen. Alle vier stiegen in das graue Auto und setzten sich in Richtung Rue de la Republique in Bewegung. Er war sich sicher, dass er sie bald aus den Augen verlieren würde, dennoch schnappte er sich sein Rad und fuhr, so schnell es ihm möglich war, den Fußweg am Fluss entlang zum südlichen Ortsausgang. Er konnte sie gerade noch am Ende der Avenue de la Gare erahnen, ehe sie hinter einem Hügel verschwanden. Er hatte recht in seiner Annahme, dass sie auf dem Weg nach Chartres waren.

Am darauf folgenden Tag sollte es gleich weitergehen. Seine Mutter ließ ihm zum Glück genügend Freiraum und stellte keine Fragen. Er hatte sie schon darauf vorbereitet, dass er immer wieder mal etwas später nach Hause kam und sie wusste, dass er seine Hausaufgaben gerne im Freien erledigte. Selbst wenn er offensichtlich noch andere Dinge tat, immerhin war er 15, war er dennoch zuverlässig. Sie aß ohnehin gerne etwas später zu Abend.

Sofort nach der Schule machte Cloq einen Abstecher zur Kathedrale im wenige Kilometer von seinem Heimatdorf entfernten Chartres. Von plötzlichem Mut gepackt, sei es durch das Adrenalin, das ungebremst durch seinen Körper zu strömen schien, oder durch das Vertrauen, dass ihm Pfarrer Binseigne in

der Vergangenheit geschenkt hatte, warf er einige Blicke auf die Wirtschaftsgebäude des Bischofssitzes.

Es gab nichts Außergewöhnliches zu sehen, bis er in die Rue Serpente einbog und dort gleich mehrere dieser grauen Fahrzeuge entdeckte, von denen er in Saint-Prest schon eines gesehen hatte. Sie waren dort abgestellt worden. Im Innenraum sah man niemanden.

Erneut packte ihn ein bisschen die Panik. Seine Gefühle schienen im Minutentakt zwischen Angst und Neugierde zu wechseln. Er beschloss, sich vorerst auf den Heimweg zu machen, selbst wenn es nicht so brenzlig war, wie beim letzten Mal. Lieber noch nicht zu viel riskieren. Inzwischen war er außerdem schon über eine Stunde zu spät. Nicht, dass seine Mutter noch anfing, sich Sorgen zu machen. Das konnte er jetzt am Allerwenigsten gebrauchen.

Sein Entschluss stand nach wie vor fest. Er musste Licht in diese Sache bringen und so erkundete er auch in den nächsten Tagen immer wieder die Häuser um die Rue Serpente. Am vierten Tag wurde es besonders spät. Nach dem Unterricht war er über zwei Stunden in der Stadt und beobachtete dort Verdächtige, die mit grauen Fahrzeugen unterwegs waren. Die meisten davon stellten sich als harmlos heraus. Andere passten aber genau in das makellose Bild, das er vom Fahrer hatte.

Mit der Zeit wagte sich Cloq immer näher an die rätselhaften Personen heran. Ab und an spürte er dabei dieses seltsame Gefühl in der Magengegend und ein leichtes Drücken im Kopf, das er nicht einzuordnen vermochte, das er aber in ähnlicher Form auch bei Pfarrer Binseigne hatte. Er schob es auf seine Aufregung und die ungewisse Situation.

Er schlich durch Nebenstraßen, rannte durch Gassen, versteckte sich in Hauseingängen und versuchte dabei so unauffällig wie möglich zu sein. Er kam sich ein bisschen wie ein

Detektiv vor, auf der Spur einer in kriminelle Machenschaften verstrickten Verbrecherbande.

Immer öfter schlich er dabei um die Wirtschaftsgebäude des Bischofssitzes und kroch sogar durch die Hecken hinter deren Mauern, um besser beobachten zu können. So behutsam er war, er blieb immer wieder mit der Jacke oder den Haaren an Dornen und Blättern hängen, was für Bewegung zwischen den Zweigen sorgte.

Eines Tages wagte er sich besonders nah heran. Es gelang ihm, fast bis an die Tür des Hauses vorzudringen, ohne sein Vorhaben vorzeitig abbrechen zu müssen, weil er wieder durch knackende Zweige oder schwankendes Blattwerk auf sich aufmerksam machte. Er war aufgeregt. Hoffentlich bemerkten sie ihn nicht. Er war schon so nah dran, dass er sie ohne Fernglas beobachten konnte. Nur noch ein paar Schritte.

Jetzt regte sich auch sein Magen wieder. Dieses seltsam flaue Gefühl war zurück, als hätte er auf einen unreifen Apfel gebissen. Gleichzeitig wurde ihm fast ein bisschen schwindelig. Er musste unbedingt wieder vorsichtiger sein, sagte er sich. Man konnte nicht wissen, was oder wem er da auf der Spur war.

Plötzlich packte ihn jemand mit festem Griff von hinten an der Schulter.

Mehr von A. M. Reis?

https://amreis.de ist immer einen Besuch wert.

Weitere Publikationen
Blog
Mehr über die Autoren